

Angenommen, es sei die Aufgabe gestellt worden, auf 8-9 Seiten mit dreitausend Zeichen pro Seite etwas über Ludwig Wittgenstein zu sagen, das einerseits wie ein Handbuch-Artikel für Leser, die nach einer Erstinformation suchen, aufschlussreich wäre, andererseits aber von den Themen und Argumentationsweisen des Philosophen zu Sprache kommen ließe, was nur möglich ist, wie wäre da zu verfahren?

Man müsste gewiss die nackten Daten des Lebenslaufs erwähnen und sie mit einigen motivationalen Verknüpfungen versehen, um deutlich werden zu lassen, dass dieser Lebenslauf auch von den philosophischen Überzeugungen des Autors dirigiert war. Und vor allem wäre zu betonen, dass sich die zweite der beiden Phasen philosophischer Betätigung des Autors fast ganz als von der Selbstkritik an dem Produkt der ersten Phase, der *Log.-Philos. Abhdlg.* her verstanden werden kann. Dann wäre von einer Liste der Errungenschaften des Autors auszugehen, der Kern des ersten Buches zu präsentieren und die Hauptlinien der Selbstkritik anzuschließen. Etwa so:

An erster Stelle der Liste der hauptsächlichen Leistungen des Philosophen muss das Beispiel intellektueller Wahrhaftigkeit stehen, das er mit der selbstkritischen Bewegung seines Philosophierens nach 1929 gegeben hat. (Black 1964, 19) Zu den weiteren Leistungen zählen: Die Ausarbeitung einer fortsetzbaren philosophischen Methode der Begriffsklärung durch Sprachbeschreibung, die „im wesentlichen ... (im) Übergang von der Frage nach der Wahrheit zur Frage nach dem Sinn“ besteht (1994, 177); die Erarbeitung grundsätzlicher Klärungen zu den Problemen sprachlicher Darstellung anhand von Begriffsklärungen für 'Sinn', 'Bedeutung', 'Wahrheit', 'Erfüllung', 'Regel und Regelbefolgung' auf der Grundlage einer eigenständigen Philosophie der Logik und Mathematik; die umfassende Kritik der Philosophie seit Descartes beherrschenden Innen-Außen-Bildes des menschlichen Geistes in der deskriptiven Klärung psychologischer Begriffe wie 'denken', 'verstehen', 'meinen'; die Skizze einer sozialisierten Erkenntnistheorie anhand der Klärungen für 'glauben', 'erkennen', 'wissen und gewiss sein' (in seinem bis zwei Tage vor seinem Tod notierten Text *Über Gewißheit*, 1969 b).

„Alle Philosophie ist 'Sprachkritik'“. (1921, 4.0031). Nicht nur die Analytische Philosophie, sondern das Projekt kritischen Philosophierens von Kant her allgemein verdankt Wittgenstein die Wendung zur Sprache ('linguistic turn'). Diese Wendung ergab sich aus der zu Wittgensteins erstem Buch führenden und in ihm auch überwiegend dargestellten Philosophie der Logik. Wittgenstein hatte Frege durch ein Buch Russells (1906) kennengelernt und in Jena auch aufgesucht. In den Debatten über die Grundlagen der Logik mit ihm und Russell waren vor allem drei Fragen umstritten: Was ist Logik? Was sind die Sätze der Logik? Welche Rolle spielen Schlussregeln für die Logik? (vgl. Baker 1988) Für Frege und Russell war die Logik eine nomologische Wissenschaft, für Frege die von den „allgemeinsten Gesetzen des Wahrseins“ in einem platonisch dritten Reich der 'Gedanken' (Frege 1897 *Einl.*), für Russell die von den allgemeinsten Zügen der Wirklichkeit. Für Wittgenstein war die Logik nicht wesentlich Wissenschaft, sondern allgemeinste Bedingung des Sinns, der Verständlichkeit überhaupt, und als solche dem Alltagsverstehen und den Wissenschaften gleichermaßen voraus liegend. Diese veränderte Auffassung ergab sich z.T. aus der Beantwortung der zweiten Frage. Für Frege und Russell waren die Sätze der Logik wesentlich Gesetze, allgemeine Sätze. Wittgenstein sah ein, dass die Sätze der Logik überhaupt keine *Sätze* waren, nichts über eine ideelle oder die empirische Wirklichkeit sagten, sondern Tautologien, nichts sagende oder sinnlose Ausdrücke, eine Grenze der Sprache. Entsprechend war für ihn 'Es regnet oder es regnet nicht' (als nichts über das Wetter sagend) ein Ausdruck der Logik (1921, 4.461) und er hielt die Entwicklung eines axiomatischen Systems der Logik, in die Frege und Russell ihren Ehrgeiz gesetzt hatten, für entbehrlich. Schlussregeln endlich, für Frege und Russell weitere Gesetze der Logik, waren als Rechtfertigungen für Schlüsse für Wittgenstein in einer korrekten logischen Notation „überflüssig“. (1921, 5.132)

Wenn 'Sätze' der Logik sinnlose Tautologien sind, dann war zu ihrem vollen Verständnis kontrastiv der Begriff des Satzes zu klären und Wittgenstein betrachtete dies als die „ganze Aufgabe“ (1961; 22.1.15). Sein erstes Buch gibt daher in seinem sachlichen Zentrum (1921, 2.1- 6.1) eine Theorie

des Satzes (die berühmte Bildtheorie des Satzes) im Rahmen einer allgemeinen Theorie von Darstellung überhaupt (der allgemeinen Bildtheorie – 1921, 2.1 - 3.5).

Wittgensteins erstes Buch ist „kein Lehrbuch“, entlehnt aber seine Darstellungsform in einem Numerierungssystem Lehrbüchern der Logik. Der Text ist nicht linear zu lesen, weil Wittgenstein von Schopenhauer die idealistische Idee beibehielt, in einem philosophischen Buch dürfe es keinen ersten und keinen letzten Satz geben (Schopenhauer 1859 Vorrede; 1933/34 b, 199). Dies führte dazu, dass im System erster und letzter Satz in wechselseitiger Voraussetzung miteinander verknüpft sind und im Numerierungssystem, unter Ausnützung von formalen Zügen in ihm, als Sinneinheiten der Darstellung Folgen von Sätzen gebildet werden. (vgl. Lange 1989, 1-31). Die Zielsetzung des Buches beschreibt Wittgenstein im *Vorwort* so:

„Das Buch behandelt die philosophischen Probleme und zeigt ..., dass die Fragestellung dieser Probleme auf dem Missverständnis der Logik unserer Sprache beruht. Man könnte den ganzen Sinn des Buches etwa in die Worte fassen: Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen.

Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).

Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.“

Der Grundriss des logisch-metaphysischen Systems, in dem die kritische Aufgabe der Grenzziehung zwischen Sinn und Unsinn ausgeführt wird, lässt sich in sieben postulatorischen Thesen resümieren (vgl. Lange 1996, 41-61):

1. Bipolaritätsprinzip: Nur das ist ein Satz, was sowohl wahr sein kann als auch falsch sein kann. (1921, 2.21 – 2.221, 4.023-4; 1961, 189, 196)
2. Satzzusammenhangsprinzip: „Der Ausdruck hat nur im Satz Bedeutung.“ (1921, 3.314; vgl. 3.3)
3. Bestimmtheit des Sinns: Bipolaritätsprinzip und Satzzusammenhangsprinzip als sowohl notwendige als auch hinreichende Bedingung für die Bedeutung von Ausdrücken (Satzbestandteilen) führen zur „Forderung der Bestimmtheit des Sinns“ (1921, 3.23).
4. Forderung der Analyse: Von den vagen Sätzen der logisch vollkommen geordneten Umgangssprache (1921, 5.5563) Bestimmtheit des Sinns zu fordern, führt zur weiteren Forderung der bestimmten (uniken) logischen Analyse jedes Satzes in voneinander logisch unabhängige Elementarsätze (1921, 4. 211, 5.134), von denen jeder Satz eine Wahrheitsfunktion sein soll (1921, 5 – 5.01), die seinen Sinn bestimmt macht.
5. Denksprachenannahme: Da für eine solche logische Analyse noch kein Beispiel gegeben werden kann, führt ihre Forderung zur Forderung, dass die die Bestimmtheit des Sinns verbürgende logische Analyse im „Denken des Satz-Sinnes“ (1921, 3.11; vgl. 3.2 – 3.263) bei jedem Gebrauch der Sprache schon operativ ist. (vgl. 1921, 5.541 - 5.422; 1980, 90)
6. Kein Denksubjekt: Obwohl im Denken der Satzsinne sowohl beim Hören wie bei Sprechen eine analytische Denksprache schon operativ (unbewusst verfügbar) ist (vgl. 1979, § 444), gibt es kein denkendes Subjekt (1921, 5.631). Es gibt nur einen formal-einheitlichen Bezugspunkt der uniken Welt Darstellung in den Tatsachen abbildenden Sätzen der Sprache, genannt 'metaphysisches Subjekt' oder 'philosophisches Ich', das als 'verschiebbarer Pflock' („sliding peg“ – Pears 1987, 153-195; 1988, 233, 277) in jedem Fall des Denkens eines Satzsinns instantiiert ist. Es bildet die 'obere'

Grenze des Sinns und zusammen mit der „Gesamtheit der Elementarsätze“ als 'unterer Grenze' und den logischen Sätzen (Tautologie als 'innere', Kontradiktion als 'äußere Grenze der Sätze' – 1921, 5.143) die Grenze zwischen Sinn und Unsinn, die das Buch zu ziehen vorhatte. Denn diese Elemente markieren die Grenzen der „empirischen Realität“ (1921, 5.5561).

7. Jenseits der Grenzen des Sinns ist nur Unsinn. (1921, Vorwort; 7)

In den Rahmen des durch diese Sequenz von Thesen aufgespannten Systemgrundrisses, der sich in philosophiehistorischer Sicht als der Versuch einer realistischen Transformation von Schopenhauers 'Welt als Vorstellung' deuten lässt (Lange 1989, 89-114), sind spezifische Auffassungen zur Ontologie, zur Satztheorie, zu Philosophien der Logik, Mathematik und Naturwissenschaft sowie zur Ethik und Ästhetik (vgl. 1921, 6.421) und der Konzeption der Philosophie selbst eingearbeitet.

Für Wittgenstein begann sein imponierend geschlossenes System zu zerbröseln, als er einräumen musste, dass nicht alles logisches Folgern auf der Form der Tautologie beruht. Einfache Farbprädikationen müssen syntaktisch und semantisch als elementar angesehen werden, genügen aber der Forderung der logischen Unabhängigkeit von Elementarsätzen nicht. Wenn von etwas gesagt wird, dass es rot ist, ist eo ipso ausgeschlossen, dass es eine andere Farbe der je vorausgesetzten Farbskala hat (blau, gelb, grün etc. ist). Als Einheiten des Sinns sind bei Farben, Längen, anderen Größen u.v.a. nicht isolierte Sätze, sondern 'Satzsysteme' anzusehen, die in der weiteren Entwicklung bei Wittgenstein zu 'Sprachspielen' werden. Ein Satzzusammenhangsprinzip der Wortbedeutung zu formulieren wird schon von daher sinnlos. (1964, 59; notiert 10.1. 1930). Nach und nach werden sämtliche den frühen Systemgrundriss bestimmenden Thesen von Wittgenstein entweder aufgegeben oder eingeschränkt, oder in sprachdeskriptiv einlösbare Auffassungen transformiert.

Das Bipolaritätsprinzip wird auf empirische Sätze eingeschränkt und gilt selbst für die nicht allgemein, weil Wittgenstein einsah, dass manche Sätze von empirischer Form in unserm Verstehen gleichwohl wie Regeln (Normen) fungieren, die nicht falsch sein können. (1969 b) Das Satzzusammenhangsprinzip wird als sinnlos aufgegeben. Die Forderungen der Bestimmtheit des Sinns und der logischen Analyse werden als dogmatisch eingesehen. Für Sinn ist nicht Bestimmtheit, sondern Bestimmbarkeit wichtig, Vagheit, die vielen normale Begriffe als Familienähnlichkeitsbegriffe kennzeichnet, macht kontextuell hinreichendes Verständnis nicht unmöglich oder auch nur prekär, wenn etwa auftretendes Miss- oder Unverständnis durch weitere (Er)Klärungen ausgeräumt werden kann. (vgl. 1953, §§ 33-88) Die Denksprachen-Annahme wird als nicht-explanatorisch verworfen, weil ein „parallel laufendes Spiel geistiger Elemente ... ja nur die Sprache um etwas Gleichartiges (vermehrt).“ (1969, 152) Sie bildet den kritischen Bezugspunkt vieler Klärungen in der Philosophie der Psychologie, ihrer Zentralstellung im frühen System entsprechend auch der in der Mitte von Teil I des zweiten Buches angeordneten Klärungen zu 'Denken und Gedanken' (1953, §§ 316-362). Die Subjektkritik wird ins deskriptive Klärungen zu 'ich und Selbst' transformiert (1953, §§ 411-427).

Das wichtigste inhaltliche Ergebnis der Transformation von Philosophie- und Sprachkonzeption bei Wittgenstein im Allgemeinen ist, was er 'Autonomie der Grammatik' nannte. Im frühen System sollte die logische Analyse jedes normalsprachlichen Satzes, der ungeachtet seiner grammatischen Form als komplex angesehen wurde, auf unabhängige Elementarsätze führen, in denen Namen unmittelbar verkettet sein sollten und durch ihre Verkettung einen Sachverhalt abbilden sollten. Die Namen sollten nicht analysierbare einfache Zeichen sein. Sie sollten darum auch nicht erklärt, nur zirkulär erläutert werden können. Auf die im Sachverhalt verketteten Gegenstände sollten sie sich zweisinnig beziehen. Vom Gegenstand aus gesehen sollten sie ihn im Elementarsatz 'vertreten', vom Satz aus gesehen ihn 'bedeuten'. Aus den Grundsätzen des Numerierungssystems (vgl.1921,1 Anm.) ergibt sich ein Vorrang des 'realistischen' Vertretungsaspekts (1921, 3.22) vor dem 'idealistischen'

Bedeutungsaspekt (1921, 3.203; vgl. 1961,70: 22.6.15, 3.2-3.263).

Die Namenstheorie der Wortbedeutung wird in der Selbstkritik zum 'augustinischen Bild der Sprache' (1953, §§ 1-4, 32) verallgemeinert und bildet den Ausgangspunkt der kritischen Darstellung. Die zirkulären Erläuterungen für die postulierten einfachen Namen hätten, wenn es sie geben könnte, 'innere ostensive Definitionen' sein müssen. Der Nachweis ihrer Unmöglichkeit (1953, § 258) ist der Kern des Arguments gegen die Möglichkeit der 'privaten' Sprache. Wirkliche Namen und andere einfache Ausdrücke können sehr wohl erklärt, nicht nur zirkulär erläutert werden. In letzter Instanz durch hinweisende Erklärungen, in denen der Gegenstand, auf den hingewiesen wird, als Muster ('Paradigma') fungiert, auf das der Ausdruck durch die Erklärung 'geeicht' wird. Was das frühe System als absolut einfache Gegenstände postuliert hatte, lässt sich, entdogmatisiert, als Paradigmen deskriptiv einlösen. Auch die Zweisinnigkeit der Beziehung von Namen und Gegenstand lässt sich deskriptiv einlösbar transformieren: Als Paradigmen genommen, können Gegenstände (und) Namen (einander) vertreten, weil letztere in der normativen Bedeutungserklärung einer ostensiven Definition auf sie geeicht sind; als deskriptiv oder anders verwendete Ausdrücke können die Namen dann ihre Gegenstände 'bedeuten', sich auf sie beziehen (von ihnen oder über sie etwas Wahres oder Erfüllbares sagen helfen). Zur 'Autonomie der Grammatik' führt nun, dass die Elemente der Wirklichkeit, die als Muster fungieren, am besten als zur Sprache, wenn auch nicht zur Wortsprache, gehörig gerechnet werden (1953, § 16). Dadurch wird die Sprache nämlich, im Gegensatz zur frühen Auffassung, von einer letzten metaphysischen Struktur der Wirklichkeit unabhängig, die Grammatik (alles, was zu den Bedingungen des Sinns, der Verständlichkeit gehört – 1969, 88) 'autonom': „Die Verbindung zwischen 'Sprache und Wirklichkeit' ist durch die Worterklärungen gemacht, – welche zur Sprachlehre (= Grammatik; EML) gehören, so dass die Sprache ins sich geschlossen, autonom, bleibt.“ (1969, 97)

Wittgenstein hat seine Klärung der Autonomie der Grammatik zur Auflösung der traditionellen Kontroverse zwischen Idealismus und Realismus verwendet (vgl. 1953, § 402). Für den Idealisten ist die Welt nur 'unsere Vorstellung', für den Realisten wesentlich von uns unabhängig. Der Idealist stützt sich darauf, dass uns die Wirklichkeit nur in von uns gemachten Begriffen gegeben ist. Der Realist darauf, dass, ob unsere Sätze über die Wirklichkeit wahr sind oder falsch, von der Wirklichkeit abhängt, nicht von uns. Die Schlichtung der scheinbar unschlichtbaren Kontroverse (denn deskriptiv haben ja beide Recht) führt die Einsicht herbei, dass beide Kontrahenten die unerwiesene Annahme teilen, es könne nur das eine oder das andere der Fall sein. Tatsächlich kann, in verschiedenen Hinsichten, beides der Fall sein: für Begriffsbildung und Bedeutungserklärung hat der Idealist Recht, für die Beschreibung und Erkenntnis der Wirklichkeit der Realist. Damit ist, wenn man denn das Problem loswerden will, eine mögliche Auflösung für es angeboten.

Unter die Themen, über die nach dem letzten Satz der *Log.-Phil.Abh.* als Unsinn zu schweigen war, gehörten auch Sätze der Ethik und der Philosophie im Allgemeinen, weshalb das Buch konsequent seine eigenen Sätze im vorletzten Satz widerruft, zu einer 'Leiter' erklärt, die weggeworfen werden muss, nachdem über sie hinaufgestiegen worden ist. (1921, 6.54) Die Restriktion, die zu diesem Selbstdementi führt, wird mit der Einschränkung des Bipolaritätsprinzips hinfällig. Indem Regeln als mit Sätzen gleich-ursprünglich anerkannt werden müssen, gewinnt die Philosophie eine Möglichkeit, sich nicht-sinnwidrig zu äußern, indem sie die Begriffe durch Beschreibung des Sprachgebrauchs unter dem Aspekt der Regeln klärt, Regeln feststellt ('tabuliert').

Mit dieser Korrektur kann die im frühen System schon proklamierte, aber nicht befolgte Philosophie-Auffassung beibehalten und fortentwickelt werden. „Der Zweck der Philosophie ist die logische Klärung der Gedanken. - Die Philosophie ist keine Lehre, sondern eine Tätigkeit. - Ein philosophisches Werk besteht wesentlich aus Erläuterungen. - Das Resultat der Philosophie sind nicht 'philosophische Sätze', sondern das Klarwerden von Sätzen.“ (1921, 4.112) Wegen seines postulatorisch-konstruktiven Vorgehens hatte Wittgenstein die schon zur „einzig streng richtigen“ erklärte Methode dieser Konzeption der Philosophie als reflexive begriffliche Klärung, dialogisch-dialektische Sinnkritik (1921, 6.53), selbst gar nicht befolgt. Erst die Befreiung vom „Dogmatismus“ der früheren Auffassung, die er selbstkritisch der 'Arroganz' zeihet (vgl. 1967, 182-

6; von 1931), macht die konsequente Befolgung dieser Methode möglich. Der Sache nach handelt es sich um eine Erneuerung eines grundlegenden Aspekts von Kants logischem Philosophiebegriff (vgl. Glock 1996, 292 ff.), demzufolge der Philosoph „nur gegebene Begriffe deutlich“ zu machen hat. (Kant 1800, A 95) Und Wittgenstein (1967 b, 29) hält wie Kant zu begrifflicher Klärung auch die Erklärung von Irrtümern, nicht nur ihre Widerlegung für erforderlich (1800 A 81; A 129f.). Sogar der Metaphysik-kritische Skopus der Begriffsklärung aus Kants Analytik bleibt bei Wittgenstein erhalten (1979, § 458). Aber weil Wittgenstein stärker als Kant zwischen Wahrheit und Sinn, Erkenntnis und Verstehen unterscheidet, nimmt in seiner Behandlung die Idee der Philosophie als reflexiver begrifflicher Klärung eine nicht-kognitive Wendung. Als klärende Tätigkeit trägt die Philosophie für ihn nicht zu theoretischer Erkenntnis, sondern zu besserem Verständnis bei. Denn Begriffe sind anders als Sätze nicht wahr oder falsch, sondern nützlich oder unnützlich, daher allenfalls expressiv adäquat. Diese revolutionäre Lektion hat die Philosophie noch zu lernen.

Schon früh hat Wittgenstein notiert: „Die Arbeit in der Philosophie ist ... eigentlich mehr die Arbeit an Einem selbst. An der eignen Auffassung. Daran, wie man die Dinge sieht. (Und was man von ihnen verlangt.)“ (1932-33, 275) Gleichwohl hat er den Einfluss der Selbstkritik auf das Buch, das er konzipierte, (und ihren Umfang) zunächst zu begrenzen versucht und überhaupt mehr die Mittel, die er gegen seine Schwierigkeiten und Missverständnisse gefunden hatte, darstellen wollen. Jedenfalls lag der Schwerpunkt seiner Arbeit bis 1943 (nach dem Umfang der darauf bezüglichen Texte im Nachlass zu urteilen) im Bereich der Philosophie der Mathematik, in dem die zahlentheoretisch operationalistischen Ansätze des frühen Systems (1921, 6.02 ff.) nur ausgearbeitet werden zu müssen schienen. Auch das Buch, dessen erste Version das sog. *Big Typeskript* (1932-33) war, widmet sich zu einem Drittel mathematischen Themen und bis 1943 hat Wittgenstein von seinem Buch die Idee gehabt, dass es aus einem sprachphilosophischen und einem Mathematik-philosophischen Teil bestehen sollte. 1943 las er mit einem Freund sein erstes Buch noch einmal und das Ergebnis war eine Änderung der Konzeption. Es erschien ihm „plötzlich, dass ich jene alten Gedanken und die neuen zusammen veröffentlichen sollte: dass diese nur durch den Gegensatz und auf dem Hintergrund meiner älteren Denkweise ihre rechte Beleuchtung erhalten können.“ (1953, *Vorwort*) Zugleich setzte er nun den sprachphilosophischen Beginn des Buches in die Philosophie der Psychologie hinein fort. Das bedeutet eine Ausweitung der Reichweite der Selbstkritik über den ganzen Teil I, weil es durch die Zentralstellung der Denksprachen-Annahme in der frühen Konzeption motiviert ist.

Seinen neuen Einsichten in der Philosophie der Psychologie gab er aber auch einen von der Selbstkritik unabhängigeren Raum in einem zweiten Teil des Buches, für den der Teil II der posthumen Veröffentlichung von 1953 steht; und er gab die Klärungen zur Philosophie der Mathematik nicht auf, sondern sah sie für einen Teil III vor. (vgl. v. Wright 1982, 133 ff.). Die Idee dieses dreibändigen Buches hat Wittgenstein nicht ausgeführt. *Philosophische Untersuchungen* ist also ein unvollendetes Werk, selbst der aus der Selbstkritik motivierte ganze Teil I sollte nach Zeugnissen noch Veränderungen erfahren, aber Wittgenstein gab die Arbeit am Text 1945 auf und griff nur noch einmal kurz 1947 in ihn ein.

Der Text beginnt mit einer expliziten Kritik des ersten Buches (1953, §§ 1-88), wendet sich dann der kritischen Fortbildung der grundsätzlich erhaltenen Philosophiekonzeption zu (§§ 89-133), kritisiert dann die Bildtheorie des Satzes (§§ 134-142) und konfrontiert sie mit dem Fundament der veränderten Sprachkonzeption im Begriff 'einer Regel folgen', der aber nur in der Kritik an einem logischen Objektivismus, der sich wie mit der früheren Denksprachen-Annahme auch mit dem Befolgen von sprachlichen Regeln verbinden kann, exponiert wird. (§§ 143-242) Mit dem berühmten Argument gegen die Möglichkeit einer 'privaten' Sprache beginnt der Psychologie-kritische Teil. (§§243-315) Es geht auf Vorlesungen von 1936 zurück und ist der Nachfolger von Wittgensteins Kritik des Solipsismus, deren ausführlichste Version in einem Diktat an seine Studenten von 1933-34, betitelt *Das Blaue Buch*, zu finden ist. (1958) Es folgt in der Mitte des

Buches die Erörterung von Illusionen über 'Denken und Gedanken' (§§316-362). Am Ende weiterer Abschnitte vor allem zur Philosophie der Psychologie [ u.a. 'Vorstellung und Vorstellungsbilder' (§§ 363-397), '>ich< und die Natur des Selbst' (§§ 398-411), 'Bewusstsein' (§§ 412-427), 'Intentionalität' (§§ 428-465), 'geistige Zustände und Vorgänge: Erwartung, Überzeugung' (§§ 571-610), 'Wille und wollen' (§§ 611-628), 'Beabsichtigen' (§§ 629-660)] wird zu 'Etwas meinen' (§§661-693) die Denksprachen-Annahme deskriptiv korrigiert.

Schon in Teil I berührt Wittgenstein vielfach eine Problematik (z.B. §§ 531-9, 568), die im Zentrum von Teil II (Abschnitt xi) steht und erst da ihre deskriptiv klärende Erledigung finden kann – die des Sehens, Hörens, Verstehens unter 'Aspekten'. (Das ist das eine Argument für die Zugehörigkeit eines Teils II zur Konzeption des Buches von 1953. Das andere: Die synoptisch-allgemeine Erklärung von 'Bedeutung eines Wortes' als 'Gebrauch in der Sprache' wird schon von vornherein als unvollständig eingeräumt – gilt 'für eine große Klasse von Fällen, nicht für alle' § 43 – und kann erst im Kontext des physiognomischen Bedeutungsverstehens unter Aspekten ergänzt werden.) Die ausführliche Erörterung bildet sachlich eine Verklammerung von Philosophie-Konzeption, Sprachkonzeption und Philosophie der Psychologie. Für diese gelingt Wittgenstein der epochale Nachweis, dass unser Gebrauch psychologischen Vokabulars auf der allgemeinen Einstellung zu einem stetigen Aspekt aufruht (der 'Einstellung zur Seele'; 1953 II iv), in dem wir Unseresgleichen ein 'inneres Leben' a priori zubilligen. Auch dies ist eine Lektion, die die Philosophie erst noch lernen muss, die heute überwiegend unter dem räumlichen Missverständnis des psychologisch Inneren dem Vehikelreduktionismus einer Gehirn-Idolatrie erlegen ist. (In Wittgensteins Stil könnte es heißen: „Nicht: das Gehirn 'denkt', 'erinnert', 'beabsichtigt'. Sondern: die Person. Und nicht 'mit ihrem Gehirn', sondern selbst.“)

Wittgensteins 'zweite', besser: selbstkritisch transformierte Philosophie ist *Kritik*, auch ihre deskriptiven Allgemeinheiten (z.B. „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“; § 43) geben keine deskriptiven *Lehren* ('Thesen' – dogmatische Lehrsätze), sondern beschreiben, überblicksartig zusammenfassend ('synoptisch'), unsere Praktiken des Wortgebrauchs und der Bedeutungserklärung (denn die erklärt den 'Gebrauch' des Wortes, dessen Bedeutung sie erklärt – vgl. § 560): „Wollte man *Thesen* in der Philosophie aufstellen, es könnte nie über sie zur Diskussion kommen, weil Alle mit ihnen einverstanden wären.“ (§ 128) Es ist daher verfehlt, in Wittgensteins Philosophie nach *Theorien*, etwa über die Sprache (vgl. 1930-35, 270 f.) oder über kognitive Psychologie, zu suchen (oder zu beanspruchen, sie gefunden zu haben).

Wittgensteins Text bietet Therapien für Krankheiten des Verstandes (1953, §§ 255, 593; vgl. Glock 1996, 23-27) und wendet sich an Leser, die das Bedürfnis haben, sich in ihrem eigenen Verstehen durchsichtig zu werden – er wollte nicht „Andern das Denken ersparen. Sondern, wenn es möglich wäre, jemand zu eigenen Gedanken anregen.“ (1953, Vorwort) Den Bemerkungen-Stil seiner ursprünglichen Notate in Notizbücher und Manuskriptbände behielt er, sie nur glättend, zuspitzend und aufschlussreich anordnend, in seinem Text bei, um solches Selbstdenken anzuregen. Er war ein solitärer Geist und für das kritische, deskriptiv klärende Philosophieren vermutlich die größte begriffliche Begabung deutscher Sprache seit Kant.

Jetzt bräuchte es noch ein paar möglichst unkonventionelle Hinweise zu Aspekten der Wirkungsgeschichte, und es könnte eine brauchbarer Handbuch-Artikel sein. Oder nicht?